
Gertrude Cepl-Kaufmann

„Jahrtausendfeiern“ und „Befreiungsfeiern“

Kulturelle Manifestationen im besetzten Rheinland

Vor dem „Brauweiler Kreis“ zum Thema „Jahrtausendfeiern“ und „Befreiungsfeiern“ zu referieren,¹ heißt, sich in die Heiligen Hallen der Historiker zu wagen. Auch nach vielen Jahren einer interdisziplinären Forschung des Instituts „Moderne im Rheinland“, in die natürlich auch Historiker einbezogen sind, ist dies für eine Literaturwissenschaftlerin keine Selbstverständlichkeit, vor allem dann nicht, wenn das Thema unmittelbar auf die politische Geschichte fokussiert, sich aber nur bedingt faktographisch ausweisen möchte, die irritierende Faktenlage als Voraussetzung für Beobachtungen sieht. Es geht in meinem Frageansatz also nicht um die (Auf-)Klärung historisch unsicherer Zusammenhänge. Vielmehr soll ein Mega-Ereignis in seinen Abläufen referiert und in seiner kulturhistorischen Bedeutung reflektiert werden, das seine Grundlage und Berechtigung in so nicht dagewesenen historischen Fakten sah. Auf der Ereignis- und Rezeptionsebene geschieht Vergleichbares: eine bewusste Neuschreibung und Sinnkonstruktion!

Die Zeitgenossen der frühen 1920er Jahre müssen sich daher nach dem fragen lassen, was sie vom Beginn der Planungen der Jahrtausendfeiern bis zu deren Abwicklung im Jubeljahr 1925 zum Handeln motivierte. Hierbei lässt sich über die Beziehung des Rheinlandes zu Preußen Interessantes entdecken. Auf diese Engführung möchte ich mich im Folgenden konzentrieren. Was die For-

1 Der Text basiert auf dem Vortrag auf der Tagung des „Brauweiler Kreises“ am 3.–4. März 2016 in der Abtei Brauweiler. Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten, der Nachweis der Literatur beschränkt sich auf wenige Hinweise.

schungen zum komplexen Thema Jahrtausendfeiern angeht, möchte ich auf zwei Publikationen hinweisen, deren eine der „Arbeitskreis zur interdisziplinären Erforschung der Moderne im Rheinland“ unter dem Titel „Deutscher Rhein – fremder Rosse Tränke?“² herausgebracht hat. Mit der zweiten Publikation habe ich selbst in Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen aus diesem Forschungsverbund im Rahmen eines Projektes zum kulturwissenschaftlichen Ertrag einer solchen politisch-kulturellen Inszenierung Perspektiven dieses ungewöhnlichen Großereignisses bekannt gemacht.³ Die kritische Basis⁴ wurde damit gelegt und nicht zuletzt wurde im Zuge der Projektarbeit auch eine Quellenbasis bereitgestellt, auf die ich mich hier gerne berufe. So hatte eine flächendeckende Befragung von Stadtarchiven in der Region erst die Fülle der Zeugnisse erbracht, die es uns heute möglich macht, der mentalen Verfasstheit der Rheinländer in dieser Zeit, aber auch deren Instrumentalisierbarkeit näher zu kommen.⁵

Mein Thema möchte ich zunächst einmal als kulturwissenschaftliche Fragestellung formatieren, dafür greife ich auf eine für meine Disziplin aufschlussreiche literarische Ebene zurück: Günter Grass, 1945 aus Danzig vertrieben, hatte sich schon sehr früh der Aufgabe verschrieben, seine Geschichte, die seiner Stadt sowie die Geschichte der natürlichen und politischen Landschaft und seiner Zeit zum Thema der „Danziger Trilogie“ zu machen. Hans Magnus Enzensberger hatte schon beim Erscheinen der „Blechtrummel“ den Zusammenhang von Sujet und Motivation scharfsinnig diagnostiziert: „Eine Erinnerung wie diese setzt den Verlust voraus“,⁶ und auch Grass selbst hatte im Roman „Hundejahre“ einen Diskurs über das Erinnern angelegt: „Die Weichsel ist ein breiter, in der Erinne-

- 2 Gezeigt wurde zunächst: „Deutscher Rhein – Fremder Rosse Tränke?“ Die Rheinlandbesetzung im Spiegel der Literatur. Eine Ausstellung des Instituts „Moderne im Rheinland“ an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf in der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf vom 26. April bis 1. Juni 2001, Düsseldorf 2001 (zus. m. Carola Spies). Der Zitatitel wurde übernommen: Dieter Breuer/Gertrude Cegl-Kaufmann (Hg.), „Deutscher Rhein – fremder Rosse Tränke?“ Symbolische Kämpfe um das Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg, Essen 2005.
- 3 Gertrude Cegl-Kaufmann (Hg.), Jahrtausendfeiern und Befreiungsfeiern im Rheinland. Zur politischen Festkultur 1925–1930, Essen 2009.
- 4 Verwiesen sei vor allem auf die gute Untersuchung von Franziska Wein, Deutschlands Strom – Frankreichs Grenze. Geschichte und Propaganda am Rhein 1919–1930, Essen 1992.
- 5 Die Rechercheergebnisse sind einsehbar im Archiv der Heinrich-Heine-Universität, Best. „Moderne im Rheinland“.
- 6 Hans Magnus Enzensberger, Wilhelm Meister aufs Bleck getrommelt, in: Frankfurter Rundschau v. 7.9.1959.

seitens der Wirtschaft, machten daraus in der Summe diesen „symbolischen“ Abwehrkampf und „Krieg“ und in einem weiteren, ebenfalls qualitativen Sprung ein Bekenntnis, das die motivierenden „Kriegs“-Zusammenhänge längst hinter sich gelassen hatte und auf einen weiter zielenden Befreiungsschlag aus war. Auf der dabei abgelegten „Strecke“ lässt sich auch ein Paket „Preußen“ ausmachen.

Kommen wir noch einmal auf die Erinnerungskultur zum Ersten Weltkrieg und den *memorial turn* zurück, als die sie sich für die Forschung und Geschichtsschreibung entwickelt hatte. Einem beim LVR-Kongress „1914 – Mitten in Europa“ vorgetragenen Topos können wir ein Muster, das auch in das 1925er Umfeld hineinspielt, entnehmen. Carl von Clausewitz hatte es 1832 in seinem Traktat *Vom Kriege* auf den Punkt gebracht: Der Krieg ist ein Chamäleon. Gerd Krumeich, der sich mit seinen jahrzehntelangen Forschungen zum Dauerkonflikt Frankreich – Deutschland in die Wissenschaftsgeschichte eingeschrieben hatte, nahm den Topos für diese Memorialphase wieder auf und behielt doppelt Recht: Bezogen auf das historische Ereignis, dessen Dynamik er mit der Clausewitz'schen Metapher illustrieren konnte, aber auch in Bezug auf das Centenar-Ereignis selbst. Ebenso wie damals die Dimensionen des *Grande Guerre* wenig einschätzbar waren und dieser sich nach eben dem Chamäleonprinzip zum Monster entwickelt hatte, war auch aus dem Gedenkjahr vom Beginn der Planungen bis zum Großereignis am 1. August 2014 und der weiteren Monate des Jahres ein Welterinnerungskomplex ungeheuren Ausmaßes geworden. Das Urereignis wie die dafür instrumentalisierte Geschichte gaben es einfach her!

Im Falle der Jahrtausendfeiern im Jahre 1925 haben wir es mit einer ebenfalls starken und komplexen Ausgangssituation zu tun. Auch hier gab es ein ungewöhnlich anregendes Ereignis, nämlich den Besatzungsstatus und das genuine Bedürfnis, gegen die offensichtliche und offensive Politik der Franzosen, sich das Rheinland endgültig einzuverleiben, mit einer besonderen Qualität der Selbstbehauptung anzugehen. So entstand ein Gegenentwurf, in dem ungeniert auf einen scheinbar umfassenden Fundus deutscher Geschichte zurückgegriffen wurde, wenn er sich nur für den Propagandazweck in dieser historisch brisanten Lage des Rheinlandes nutzen ließ. In der mutigen Engführung von Gegenwart und Vergangenheit gewann das Gedenkjahr seine Bedeutung im Kontext der deutschen und vor allem rheinischen ersten Nachkriegsgeschichte.

Wer hatte ein so großes Interesse an der die Deutungshoheit der Geschichte, über Abläufe und Zusammenhänge der Zeitläufte? Was ist das Bemerkenswerte? Lässt sich aus dieser Fülle von Quellen, die in rheinischen Archiven gehortet werden, auch etwas zum Thema Preußen finden? Schnell würden wir fündig: Ausstellungen des Jahres 1925 zeigen die Preußen im Rheinland, spezielle Themenkomplexe wie Verwaltung und Schule ließen sich kaum ohne die

preußischen Verdienste vermitteln. Und dennoch: *dieser* Teil der rheinischen Geschichte wurde nicht mythenbildend! Es war erfahrene Geschichte, aber nicht gelebte, als, im Sinne Jan und Aleida Assmanns, im verborgenen Gedächtnis individueller und kollektiver Erinnerungsarchive abgelegte Erfahrungen und Denkbilder der eigenen Identität.

Die Fülle der Ereignisse lassen es zu, nach der Evidenz von Themen zu fragen und damit auch nach dem Verlierer dieses Diskurses. Letztlich waren es nicht die Franzosen, denen man es zunächst bei den ersten Planungen im Jahr 1922 einmal hatte zeigen wollen, die aber beim Zeitpunkt des Ereignisses dank der veränderten politischen Lage in Europa nicht mehr die Rolle des Angstgegners innehatten. So wurden es vielmehr die Preußen.

Mit meinen Überlegungen zur Jahrtausendfeier möchte ich eine Neubewertung der Beziehung zwischen Preußen und dem Rheinland wagen, genauer: der Auswirkungen auf die Kulturregion Rheinland, deren Identität sich nach dem Wiener Kongress mit dem politischen Faktor Preußen entschieden verändert hatte. Diese Rheinland-Preußen-Beziehung hatte im 19. Jahrhundert so manchen Sturm, z.B. den Kulturkampf, überstehen müssen, wieviel mehr musste nun die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs eingetretene Umstrukturierung der politischen Landschaft wirken. Geblieben war nur der Freistaat Preußen, allerdings auch Berlin, die Hauptstadt der Weimarer Republik, die nach wie vor kräftig von der Vergangenheit als Metropole des Kaiserreiches von 1871 zehrte. Es war zwar klar, dass sich das staatsrechtliche Verhältnis Rheinland – Preußen verändert hatte, aber hatte sich dies auch schon auf das mentale Beziehungsgefüge ausgewirkt? Hatte man das Rheinisch-Preußische neu definiert? Dem war, so lässt sich wohl behaupten, nicht so. Aber, das lehrt uns die Erfahrung der jüngeren Kulturgeschichtsschreibung, es war in dieser spezifischen Situation möglich. Und, das lässt sich vom Ergebnis her sagen, eine Neudefinition fand schließlich auch statt!

Um hier Veränderungen deutlicher ausmachen zu können, müssen also die Erkenntnisse einbezogen werden, die uns die oben angesprochene intensive Erinnerungskultur der letzten Jahre bereitgestellt hat, welche außer dem Centenarereignis „Beginn des Ersten Weltkrieges“ auch die Zweihundertjahrfeiern des Jahres 2015 zum Thema „Preußen am Rhein“ miteinbezog. Beide haben nicht nur unsere historische Kenntnis quantitativ extrem bereichert, sondern auch unsere Selbstwahrnehmung, auch unser Bild von einem „(Preußen-)Deutschland“. Deutschland *und* Europa sind größer geworden. Und was „Weltkrieg“ wirklich heißt, das hat uns erst diese Erinnerungskultur, die über Jahrzehnte auf den Konflikt mit Frankreich fixiert war, klargemacht – nicht zuletzt die markante Ausstellung im Preußenmuseum in Wesel mit ihrem orientalischen Part der

Geschichte. Sie führte, wenn auch nicht intendiert, quasi als Lesebuchgeschichte vor, wie nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges eine „Entpreußung“ aussehen konnte.⁹

Die Ausstellung „Playing Lawrence on the other side. Die Expedition Klein und die deutsche Orientpolitik im Ersten Weltkrieg“ entwickelte als Narrativ die Lebensgeschichte von zwei Protagonisten – des preußischen Hauptmanns Fritz Klein und seines jüdischen Adjutanten Edgar Stern-Rubarth. Beide überfällt diese Erfahrung des Fremden, die Grenze auch des Militarismus, die Ausweglosigkeit des Transfers des Systems von Gehorsam und Konsequenz in einer komplexen Welt. Den einen der Helden wird diese Zerrissenheit in eine kontemplative zweite Lebenshälfte entlassen, der andere wird daraus die Aktivitäten eines neuen Lebens außerhalb preußischer Regeln entwickeln: Ein Abschied von Preußen für beide.

Was gewinnen wir daraus für unser Thema? Preußen ließ sich auch hier ganz anders festmachen: Es war der nachwirkende Geist von Geschichte *und* Mythos, der nicht nur *in* der Zeit gewirkt hatte, vielmehr noch *darüber hinaus*, bis in die Erinnerungs- und Denkmalkultur eines Landschaftsverbandes (der *eo ipso* seine eigene Beziehung zu Preußen an vielerlei Orten und Ecken in vielen Varianten durchscheinen lässt, z.B. im Preußenmuseum in Wesel, dem Ort, an dem diese Tagung ursprünglich stattfinden sollte – aber nicht konnte, weil es zur Zeit umgewidmet wird: vom Preußenmuseum zum Museum für den Niederrhein!). Veit Veltzke zeigte es im Preußenmuseum in Wesel: eine Entpreußung, entschlossen vollzogen von zwei exemplarischen Tätern der Geschichte: des preußischen Hauptmanns Klein und seines jüdischen Adjutanten Stern-Rubarth. Wir können Vorgänge einer „Entpreußung“ auch im Blick auf Ausschnitte der Geschichte der Weimarer Republik erkennen, speziell in den Jahrtausendfeiern und den Befreiungsfeiern.

Mein Narrativ: Im Blick auf die Jahrtausendfeiern haben wir es mit einem Akt der *Entpreußung* zu tun. Bezogen auf meinen Redeauftrag, Jahrtausend- *und* Befreiungsfeiern meine Aufmerksamkeit zu widmen, möchte ich eine alternative Pointierung vornehmen und aus der additiven Reihung, die der Blick auf die beiden Ereignisse bedeutet hätte, eine kausale Variante und damit die tatsächliche Sinndeutung ansteuern.

9 Vgl. dazu die Ausstellung *Playing Lawrence on the other side*, 26.10.2014–25.1.2015 im Preußenmuseum Wesel, ausführlich dargestellt in: Veit Veltzke, *Unter Wüstenöhnen. Die deutsche Expedition Klein im Ersten Weltkrieg*, Berlin 2014, sowie den Ausstellungskatalog.

1. Die Jahrtausendfeiern als die eigentlichen Befreiungsfeiern

Die Jahrtausendfeiern befreiten das Rheinland im doppelten Sinne: Sie befreiten von der Last, die der Erbfeind Frankreich mental und politisch bedeutete und dies nicht nur in dieser Zeit aggressiver Annexionsgelüste, sondern bereits seit den Eroberungszügen des 17. Jahrhunderts im Kontext des Pfälzischen Erbfolgekrieges. Sie befreiten ebenso von einer Identität, die das Rheinland durchaus, auch im positiven Sinne, im 19. Jahrhundert mitgeprägt hatte, die aber mit der problematischen Entwicklung, die eben dieses Jahrhundert insgesamt genommen hatte, eine Veränderung vollzog, die von den gesellschaftsbildenden Kräften im Rheinland kaum mehr akzeptiert wurde. Mit der offensiven Suche nach einer Idee „Rheinland“, die mit der Gründung der gleichnamigen Zeitschrift „Die Rheinlande“ ab 1900 konkret wurde,¹⁰ hatte man schon einen alternativen Weg begonnen.

In meiner Rede zur Eröffnung des Gedenkjahres „Danke* Berlin!“ hatte ich die Genese des Verhältnisses Rheinland-Preußen zum Thema gemacht¹¹ und bin dabei eingegangen auf die von Gordon A. Craig beschriebene, für Preußen geltende fundamentale Doppelstruktur aus Bildungsidee und militärisch organisiertem Staatsapparat. Davon war nach dem Ersten Weltkrieg letztlich vor allem jener kriegsfördernde Militarismus übrig geblieben, der nun die Bekenntnisse zur eigenen Geschichte motivierte und damit konsequent auch als Befreiung von Preußen wirken musste.

Wir wären schlecht beraten, uns nur *eines* Sinns von Preußen zu bedienen! So wie sich im 19. Jahrhundert der Wechsel vom durchaus aufklärerisch motivierten preußischen Geist hin zu einer interessanten Mischung mit dem Rheinischen amalgamierte, um letztlich dennoch im restaurativen, antibürgerlichen Geist der Zeit zu verfallen, war Preußisches von seiner besseren Seite doch immer präsent – vom Hermesianismus bis zur Tradition des preußisch wiedererweckten „Helden Karneval“. Diese wie selbstverständlich in mehrfachem Schriftsinn in historische Prozesse hineinwirkende Preußen-Vielfalt finden wir gerade auch in der Zeit der Weimarer Republik. Obwohl es doch, wie das Thema der Tagung des Brauweiler Kreises zunächst denken lässt, gerade um ein mit einem hohen

10 Diese spezifische Prägung des Rheinlandes hat das Institut „Moderne im Rheinland“ zu einem seiner besonderen Forschungsschwerpunkte gemacht.

11 Die Rede wurde in nur unwesentlich veränderter Form abgedruckt: Gertrude Cepl-Kaufmann, Das Rheinland feiert das Gedenken an die 1815 etablierte Preußische Rheinprovinz. „Danke Berlin!“, „Nein Danke, Berlin!“ oder: „Berlin? – Nein danke!“, in: Rheinische Heimatpflege 52 (2015), Heft 3, S. 163–180.

Maß an Konkretheit auftretendes Preußen geht. Unser Kolloquium nennt zwar klar das politische Gebilde, nämlich den ohne dynastisches Korsett daherkommenden „Freistaat“ Preußen, muss aber, will es mehr vermitteln als eine Narration, dem Narrativ nachgehen! Der „Freistaat“ ist ein Faktum, aber im Hinblick auf die Wirkmächtigkeit eines mehrsinnigen Preußens eine pragmatische Reduktion, die eine Zeit lang Sinn macht, aber mit Blick auf das Selbstbild, das das Rheinland in dieser Zeit entwickelte, nicht wirklich aufgeht.

Ebenso wie Craig an eine Art Zwei-Seelen-Lehre der Sache Preußen erinnert, lässt sich im Hinblick auf das besondere Verhältnis im Rheinland nicht minder von einem solchen mehrfachen Sinn sprechen. Was hilft uns an Quellen weiter? Wie sehr diese Vielschichtigkeit der Frage nach dem, was preußisch ist, den Diskurs im Rheinland mitbestimmte, lässt sich in besonderer Weise bei einem seiner wichtigsten Repräsentanten, bei Konrad Adenauer ablesen.

Konrad Adenauer hatte schon am 1. Februar 1919 in seiner Rede vor der „Versammlung der linksrheinischen Abgeordneten zur preußischen Landesversammlung“¹² im Hansasaal des Kölner Rathauses das Besondere herausgestellt, das sich nach dem Ersten Weltkrieg in und um Preußen ergeben müsse. Diese Rede unterstrich, dass das Rheinland, das immer in der Gefahr der Annexion durch Frankreich stand, sich seiner Rolle im Beziehungsgefüge zum Reich bewusst werden müsse und ebenso seiner schlüssigen Zukunft, die ihm mit einem dynastisch nicht mehr übermächtigen Preußen blühe. So müsse dem Rheinland eine ganz andere Option wie die einer inneren Zuwendung zu England als wichtiger erscheinen.

Adenauer ging auf die Annexionsgelüste Frankreichs ein und spielte damit auf die in unserem Zusammenhang interessante Politik der „*pénétration pacifique*“ an. Ihr liegt bekanntlich die Behauptung zugrunde, dass die Rheinländer den Franzosen, ihren westlichen Nachbarn, im Hinblick auf Kultur und Geist viel näher stünden als den Preußen. In dieser Zeit hatten die Rheinländer eben diese Versuche einer „friedlichen Durchdringung“ z.B. mit einer entsprechenden Kulturpolitik erlebt und entsprechend Position bezogen. Der mit der Kontroverse zwischen Maurice Barrès auf der französischen Seite und Ernst Bertram, Ernst Robert Curtius und auch Thomas Mann auf deutscher Seite zurückgewiesene Annäherungsversuch hatte ebenso zur Selbstfindung beigetragen wie die mit Alfons Paquet vertretene Suche nach einer Neubestimmung der deutschen Politik durch eine Restitution des Rheinlands als *der* einstmals führenden westeuropäi-

12 Abrufbar auf der Homepage des Konrad-Adenauer-Hauses, <www.konrad-adenauer.de/dokumente/reden/rede-hansasaal-1919> (26.2.2016).

schen politischen Landschaft. Adenauer instrumentalisierte diesen Diskurs über die den Franzosen nahestehenden Rheinländer, wie er sich in der Kontroverse um das angebliche „*Génie du Rhin*“¹³ zeitgleich in den Intellektuellendiskursen um den Rhein abspielte, baute ihn aber kontradiktorisch geradezu genüsslich aus als „Gedankengang unserer Gegner“, die behaupteten, dass Preußen durch „eine gewissenlose militärische Kaste und vom Junkertum beherrscht“ sei. Auf diesen Diskurs ließ Adenauer sich jedoch nicht ein, sondern optierte, wie es in einer Parteienrede sein muss, *pro domo* unter bloßer, dennoch erbarmungsloser Instrumentalisierung solcher Argumente.

Ich möchte diesem Adenauer-Separatismus mit der Idee eines selbstständigen Rheinlands im Verband des Deutschen Reiches hier nicht nachgehen, jedoch einen Gedanken zitieren, der in der sehr umsichtigen, vorsichtigen Rede etwas erscheinen lässt, das fünf Jahre später in den Jahren der Rheinlandbefreiung ebenso wie hier als eine Art Subtext erschien: Niemand, so Adenauer, könne die Augen davor verschließen, dass im Westen „eine separatistische Strömung auf Loslösung von Preußen besteht“. So weit so gut, doch erst im Nachklang differenzierte er und machte zwei Quellen aus: Zunächst die ins Linksrheinische drängende Aggression der Franzosen, daneben die „starke Kraft, die auch nicht etwa durch Agitatoren in die Bevölkerung künstlich hereingetragen worden ist, sondern die aus dem innersten Wesen des Volkes heraus entstanden ist“.¹⁴

Schauen wir auf eine weitere dieser exzellenten und ebenso nüchternen wie deutungsfrohen Selbstpositionierungen, die Adenauer vornimmt: Uns begegnet ein kluger Politiker, der bei seiner Rede zum Besuch Hindenburgs am 21. März 1926 schon auf die Besetzungszeit zurückschauen konnte und dem es leicht fiel, den Dank für die Treue des Reiches zugleich auch mit dem hohen Anteil des Rheinlands an dieser Reichsregierung zu verbinden. Hatten nicht bedeutende rheinische Minister diese Reichsregierung mitbestimmt? Denken wir zurück an den Anteil des Freiherrn vom und zum Stein von der Lahn an den Preußischen Reformen, so sprach Adenauer solche historischen Varianten nicht aus, vertrat sie aber. Auch dies: Ein Akt der „Entpreußung“! Das war *post festum*, nach den Jahrtausendfeiern, um die es hier gehen soll.

Doch schon in der Zeit von Adenauers erstem Nachdenken bis zum Festereignis hatten sich die politischen Verhältnisse geändert. Als die Mega-Jahr-

13 Vgl. dazu Norbert Oellers, Rhein-Streit 1921/22. Maurice Barrès, Ernst Robert Curtius und Ernst Bertram, in: Breuer/Cepl-Kaufmann, „Deutscher Rhein“ (wie Anm. 2), S. 69–80.

14 Zitate abrufbar auf der Homepage des Konrad-Adenauer-Hauses, <www.konrad-adenauer.de/dokumente/reden/rede-hansasaal-1919> (26.2.2016).

tausendfeiern das Jahr 1925 prägten, war der hohen Motivation, dem Besetzer und Erbfeind Frankreich zumindest symbolisch Paroli zu bieten, mit den politischen Ereignissen in Locarno und Genf das immanente Aggressionspotenzial weitgehend abhandengekommen, mit der letztlich gescheiterten Ruhrbesetzung schon hatten sich die Grenzen der französischen Annexionsgelüste gezeigt. Danach musste auch kaum mehr der Hilferuf an das Ministerium für die besetzten Gebiete in Berlin, der sich als eingeschriebener Text in vielen öffentlichen Verlautbarungen ablesen lässt, abgesetzt werden. Dass das große Ereignis trotzdem inszeniert wurde und sich bis weit ins Jahr 1925 hinaus immer weitere Gruppen zum Mitmachen meldeten, lässt schon ahnen, dass der mentale und reale Gewinn in den tatsächlichen Abläufen nicht aufgeht. In gewisser Weise wurden die Jahrtausendfeiern eine rheinische Variante der Blütezeit der Weimarer Republik: Der Dawes-Plan hatte gegriffen, direkte Bedrohungen durch die Franzosen waren nicht zu befürchten. Man machte das, was man im Rheinland konnte: sich selbst mit einer „Rundumnabelschau“ feiern!

Betont sei diese Analogie, dass diese Hochblüte rheinischer Lebensweise das Großklima spiegelte, die Stimmung der von größerem Selbstbewusstsein getragenen Stabilitätsphase nach Inkrafttreten des Dawes-Plans und nach Beendigung der Ruhrbesetzung, weil es gegenteilige Interpretationen gibt, dieses Ereignis aber nicht instrumentalisiert werden darf als Beweis für einen damals bereits herrschenden Geist der Nationalsozialisten. Hier möchte ich die These des überaus geschätzten Rüdiger Haude zurückweisen. Verstärkung hole ich mir bei Günther Schulz, der auf dieser Tagung anmahnte, die Weimarer Republik von vorne zu lesen und sie nicht von hinten mit dem „Dritten Reich“ zu erschlagen. Auch ist die Tatsache zu nennen, dass die Veranstaltungen 1925 in überaus souveräner Weise auch den jüdischen Anteil an der Erfolgsgeschichte des Rheinlands berücksichtigten und nicht ausblendeten.¹⁵ Haude konstatiert:

„Auch wegen dieser geschichtspolitischen Abstinenz der Linken in der Weimarer Republik konnten die Jahrtausendfeiern jene bedenkliche kulturpolitische Wirkung entfalten, die man für sie resümieren kann: Sie waren eine großangelegte Einübung in völkisches Denken, eine Kapitulation der Stimme der Vernunft vor der ‚Stimme des Blutes‘.“¹⁶

15 Vgl. dazu Falk Wiesemann, Die Abteilung „Juden und Judentum im Rheinland“ auf der Kölner Jahrtausendausstellung von 1925, in: Cepl-Kaufmann, Jahrtausendfeiern (wie Anm. 3), S. 275–297.

16 Rüdiger Haude, Die „Jahrtausendausstellungen“ in Köln und Aachen 1925, einzusehen unter <[www.rheinische-geschichte.lvr.de/themen/Das Rheinland im](http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/themen/Das_Rheinland_im)

Man muss das Ereignis der Jahrtausendfeiern an eine rheinische Vergangenheit, nicht aber an eine damals in ihren „Chamäleon“-Dimensionen kaum denkbare Zukunft binden. Tatsächlich verbündete sich das Ereignis mit Denkbildern der Vergangenheit und entwickelte dabei eine bemerkenswerte Doppel-Topographie, die eines realen und eines „virtuellen“ Reiches: Die Rheinländer wehrten sich gegen die Besetzung und die von Frankreich gesteuerten Separatistenbewegungen. Dazu betonten sie die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich, d.h. Berlin sollte zur Abwehr aller Annexionsversuche motiviert werden. Sie betonten andererseits aber auch die eigenständige, „rheinische“ Identität und konstruierten sie mit Hilfe der Neuschreibung der genuinen Tradition einer mittelalterlichen Reichsidee. Für diese machten sie den historischen Beginn im Jahre 925 aus.

2. Die Jahrtausendfeiern als urbanes Ereignis

Wie rekrutierten die Jahrtausendfeiern ihre besondere Kraft und was macht sie heute und in unserem Zusammenhang für uns besonders interessant? Die Jahrtausendfeiern waren ein *urbanes* Ereignis, freilich in fruchtbarer Nachbarschaft zu politischen Denkbildern um den Rhein. Für diese Fokussierung sprechen die Initiatoren und Vordenker, die mit ihren Schriften bereits ein geistiges Forum für sich und eine entsprechende Öffentlichkeit geschaffen hatten oder zeitgleich erschufen. Dazu gehörte der Direktor des Düsseldorfer Stadtarchivs, Paul Wentzcke, aus dessen Feder 1925 die zweibändige Schrift „Rheinkampf“ erschien. Diese stand in Analogie zu Hermann Stegemanns polemischer Programmschrift aus dem Jahre 1924 „Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte“, ein Abwehrkrieg auf dem Papier, Ersatz für die nicht zugelassenen politischen Aktivitäten. Doch Wentzcke wollte mehr und wurde zum „(Er)finder“ eines Jahres: 925.

Sehr schnell nistete sich dieser Rekurs auf die Rheinregion als Erinnerungslandschaft in den Köpfen der Bevölkerung ein. Bauen konnte diese Bereitschaft auf den Erfolg, den frühere literarische Bekenntnisse gehabt hatten, z.B. die Freiheitslieder aus napoleonischen Zeiten, auch Ernst Moritz Arndts Kampfschrift „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze“. Immer noch in aller Munde war das „1840er-Lied“ von Niklas Beckers „Sie sollen ihn nicht

haben, den freien, deutschen Rhein“, noch effektiver der 1870 erst wirkende Gasenhauer, der es zum nationalen Erweckungslied und zu einer Anweisung für eine symbolische Armierung gebracht hatte: Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein“. Dieses Lied hatte den Wechsel vom Denkbild Rhein als romantische Seelenlandschaft zum Erbfeinddenken vorgeschrieben.

Für die Einschätzung der sich ändernden Motivation, mit dem Gedenkjahr umzugehen, ist ein kurzer Blick auf die Genese der Planungen für die Festivitäten sinnvoll: Einen halboffiziellen Beginn kann man im September 1922 ausmachen, nämlich mit der Rede Wentzckes vor der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Aachen. Wentzcke gab hier den entscheidenden Anstoß, sozusagen den öffentlichen Startschuss

Mitdenker und Promotoren wurden Dr. Karl Jarres, der Duisburger Oberbürgermeister und zugleich Vorsitzender des Rheinischen Städtetages und Reichsinnenminister für die Nationalliberalen (DNVP und DVP), und Dr. Konrad Adenauer. Der Kölner Oberbürgermeister eroberte sich im Planungsstab schnell die Rolle des unumstrittenen Provinzfürsten. Gleichzeitig stand er auch für die starke katholische Zentrumspartei. Landeshauptmann Dr. Johannes Horion, ebenfalls Zentrum, der die Rheinprovinz mit Sitz der Provinzialverwaltung in Düsseldorf vertrat, musste sich als unmittelbarer Nachfolger der Preußen am Rhein verstehen. Er spielte für die öffentliche Wahrnehmung der Ereignisse nicht annähernd die Rolle, die die Stadtrepräsentanten für sich gewinnen konnten. Einzig die von der Provinzialverwaltung realisierten Prachtbände demonstrieren heute die Bemühungen von dieser Seite. Das lag zum einen an der Organisationsstruktur, aber, was die politische Bedeutung angeht, noch stärker an der Betonung urbaner Kapazitäten und Kompetenzen, die einen erheblichen Teil der „Entpreußung“ erst möglich machten und durch die die Macht der Städte in extremem Maße gesteigert wurde. Günther Schulz hat auf dieser Tagung ausgeführt, dass es gerade dieser Faktor der Kommunalstrukturen war, der von den Rheinländern, allen voran Adenauer, genutzt werden konnte. Dies bestätigt sich, sogar mehr als das! Es gelang den Städten, hier einen gänzlich neuen Habitus zu erlangen. Der Zuschnitt der Feiern ließ einen Modernisierungsschub ungeheuren Ausmaßes zu, denn es waren nicht nur die offiziellen Feiern, die durchaus von Berlin aus mit pekuniären Mitteln mitbestimmt, genehmigt und weitgehend auch koordiniert wurden, sondern die selbstbewussten und selbstständigen Schritte der Wirtschaft, der Lobbyverbände, der kulturellen Einrichtungen und nicht zuletzt der Bevölkerung, die sich jeweils in das dominante Festmuster der Städte als gesamt-kunstwerkliche Überhöhung einschrieben. Man zeigte Modernität pur und deutete sich in diesen Zeiten der latenten Probleme und Erfahrungen der Katastrophe, die in der Inflation fast jeden getroffen hatte,

als potente rheinische Gegenwart, fundiert auf der tradierten Erfolgsgeschichte in Wirtschaft und Politik. Man verwies auf Hanse und Handwerkskunst, die bereits in der jüngeren Tradition der Reformbewegungen im Rheinland wieder ins Bewusstsein gelangt waren. Überhaupt wurde der Tenor von den Vorkriegserfolgen geprägt, hieran konnte man anknüpfen.

Zu Meistern der doppelstrategischen Fundierung der Jahrtausendfeiern wurden die Schriftsteller: Als „rheinische Dichter“ gaben sie sich den Auftrag, eine gemeinsame „Festgabe“¹⁷ aus Anlass der Jahrtausendfeiern herauszugeben. Sie hielten Reden, verfassten Essays und schrieben Gedichte. Sie waren nicht unvorbereitet, hatten sich schon früher in den rheinideologischen Diskurs eingeschrieben, so Alfons Paquet mit seiner im November 1919 in Köln gehaltenen Rede „Der Rhein als Schicksal“, die wenig später im Druck erschien, oder Josef Ponten mit der 1922 erschienenen geopolitischen Programmschrift „Rheinstrom, Weltstrom“. Die Schriftsteller, die *ante festum* die 1923 und 1924 in den Kölner Messehallen veranstalteten Rheinische Buchwochen schon zu einer berufsständischen Sammlung zu nutzen begonnen hatten, formierten sich ab 1926 mit Hinweis auf die motivierende Kraft der Jahrtausendfeiern zum „Bund rheinischer Dichter“. Unter dem Einfluss von Alfons Paquet wurden sie zur Speerspitze einer offensiven rheinideologischen Bewegung der folgenden Jahre. Paquet schrieb darin, dass z.B. die Gründung der „Rheingenössischen Vereinigung“ und die Idee einer „Rhein-Ruhr-Stadt“ die Bedeutung der Städte, die mit den Jahrtausendfeiern ein eigenwilliges Öffentlichkeitsformat gewonnen hatten, weite.¹⁸

Die Vielfalt der Aktivitäten insgesamt demonstrierte umfassende Öffentlichkeitskompetenz, Wirtschaftsmacht und Traditionsbewusstsein der Beteiligten. Es gab bevorzugte und gut bediente Formate wie Umzüge in historischen Kostümen, bei denen der sprichwörtliche „Mann von der Straße“ mitmachte, Festschriften als kulturelle Manifestationen, die zugleich Werbemöglichkeiten boten und halfen, die Finanzierung zu sichern. Als Begleitveranstaltungen bot man Ereignisse wie Gewerbeschauen, Festvorträge, Rheinfahrten auf Festschiffen, Blumencorsos, Stadtiluminationen, Volkstänze, Sondertagungen der unterschiedlichsten Industrie- und Handwerkerorganisationen, Städtefußballspiele, Radrennen, Tennisturniere, Fahنشwenkvorführungen, Autosternfahrten und Feuerwerke an. Der altherwürdige Düsseldorfer „Malkasten“ offerierte ein

17 Josef Ponten/Josef Winckler (Hg.), *Das Rheinbuch. Eine Festgabe rheinischer Dichter*, Berlin 1925.

18 Vgl. dazu Gertrude Cepl-Kaufmann, *Der Bund rheinischer Dichter 1926–1933*, Paderborn 2003.

„1000-Jahre Kabarett“. Bis hin zum „Abendlichen Blasen von Rheinliedern von den Bergspitzen“ war alles erwünscht und zugelassen – eine respektable Leistungsschau, in der Kultur und Wirtschaft eng zusammengingen und *in toto* ein politisch wirkungsvolles Gesamtkunstwerk boten.

Eingeleitet wurden diese Einzelveranstaltungen von der offiziellen, ebenfalls als urbanes Ereignis inszenierten Eröffnungssequenz, bei denen neben der Reichsprominenz die „Provinzfürsten“ ihren Auftritt hatten, z.B. in Düsseldorf, wo zur Eröffnung am 20. bis 21. Juni 1925 Stresemann, Jarres und Adenauer wichtige Reden hielten und ein vielbeachtetes Ereignis schufen.

Zwei Formaten möchte ich abschließend gesonderte Aufmerksamkeit widmen, weil an ihnen der Sinngebungsprozess deutlich wird: Zum einen nahmen Festspiele ihre Themen aus dem Fundus der rheinischen Vergangenheit. So schrieb z.B. der erfolgreiche Expressionist Fritz von Unruh auf Biten Konrad Adenauers das Festspiel „Heinrich aus Andernach“. Dieses war geradezu vom Feinsten von antipreußischem Kaliber, denn der aus einem in Diez an der Lahn residierenden Adelsgeschlecht stammende, in Koblenz geborene von Unruh war einst gemeinsam mit den Kaisersöhnen Zögling in der Kadettenschule in Plön gewesen, wurde schnell nach Kriegsbeginn aber zum Pazifismus bekehrt und war zu Weimarer Zeiten *der* sälefüllende Redner für einen neuen Geist!

In Trier gab die Stadt im Rahmen der „Rheinischen Heimatspiele“ den Auftrag für das Festspiel „Balduin von Trier“ und verwies damit auf den legendären Kurfürsten, der die politische Macht des Rheinlandes (und seiner „Provinzfürsten“, die man nun mit diesem Theaterkonzept zu einer Art historischer Vorform der starken Oberbürgermeister stilisierte) mit dem „Kurverein zu Rhense“ 1338 gestärkt hatte. Eine symbolische Pointierung kam dazu: Balduin residierte, wie viele Trierer Kurfürsten, durchweg am Rhein, der „Pfaffengasse“, konkret: in Koblenz. Die Stadt wurde später, nach dem Wiener Kongress, Sitz des preußischen Oberpräsidiums und damit Hauptort der Preußischen Rheinprovinz! In vielerlei Hinsicht ließen sich die Aufführungen zu Ereignissen stilisieren und metaphorisch anreichern, z.B. durch die Wahl von Orten mit Symbolcharakter. Dazu gehörten auch die Festung Ehrenbreitstein gegenüber dem Deutschen Eck, die Trierer Kaiserthermen und die Pfalz in Kaiserswerth.

Das zweite Format, das den Sinngebungsprozess in den Vorbereitungen zu den Jahrtausendfeiern besonders verdeutlicht, waren die Ausstellungen zum Festjahr. Sie wurden Aushängeschilder besonderer Art: Hier konnten Rheinideologie und die Zweideutigkeit von „Reich“ gleichsam doppelt wirken. Im Kontext der Ausstellungsplanungen spielte die Anbindung an das Reich in

Berlin nicht zuletzt deshalb eine besondere Rolle, weil es für diese einmalige Situation ein eigenes Ministerium für die besetzten Gebiete gab. Dieses eminent wichtige Ministerium hat Christoph Steegmans untersucht und herausgestellt, inwieweit das Rheinland am Finanztropf Berlins hing.¹⁹ Steegmans hat mit seinen Recherchen in den Akten des Ministeriums für die besetzten Gebiete hervorragend herausgearbeitet, wie die Situation gemeistert wurde. Diese Geschichte ist, betrachtet man die Summe der Klein- und Grabenkriege um die Besetzung von Kommissionen, Genehmigungen, Lösungen von Einzelproblemen und die Durchsetzung von Interessen, genau genommen eine Erfolgsgeschichte des Rheinlandes. Berlin hatte so geblutet, das Rheinland so davon partizipiert, dass es nach der Befreiung von der Besetzung und den damit einhergehenden Rückzugsbemühungen preußischer Vermittlungsbemühungen zu einer Flut von Forderungen kam. Man erwartete nun, dass Zuwendungen und Unterstützungsleistungen, die Berlin in der Besatzungszeit erbracht hatte, auch weiter erbracht würden, sie die Qualität tradierter Privilegien erhielten. Mit Steegmans Forschungen lässt sich das Mikroklima nachvollziehen: Man musste zwar vorsichtig verfahren, wenn man die gleichzeitige Rückkoppelung an die einstmals hohe Bedeutung des rheinischen Westens, die römisch-mittelalterliche Vergangenheit und die Macht des mittelalterlichen Reiches betonen wollte, doch so, wie man es machte, hinterließ man ein heute bewertbares Quellenmaterial für die rheinische Stärke und die Berliner Schwäche gleichzeitig!

Fragt man nach dem „Zauberwort“, das den fundamentalen Unterschied zwischen den Ebenen zu qualifizieren vermag, so war es das Wort „heilig“. Immer wieder wurde die Zugehörigkeit zum Reich als „heilig“ bezeichnet, wenn man das mittelalterliche Reich meinte, aber nicht unbedingt etwas Unerlaubtes gegen das mit der Hauptstadt Berlin repräsentierte Gegenwartsmodell sagen mochte. Wir können heute in diesem Sinnzusammenhang mit einem solchen Begriff wenig anfangen, erst gar nicht, um so etwas wie die Wirkmächtigkeit, die er einmal hatte, einzuschätzen. Vielleicht hilft es, dazu einmal einen gänzlich unverdächtigen Zeugen zu berufen: den aus Neuwied stammenden, in Karlsruhe am Rhein aufgewachsenen jüdischen Kunstästhetiker und bedeutenden Schriftsteller Carl Einstein. Er war aus der Enge des Rheinlands nach Berlin geflohen, hatte dann aber der Metropole den Rücken gekehrt und fand in Paris eine Ersatzheimat,

19 Christoph Steegmans, Die „Rheinlandbesetzung“ 1918–1930 im wirtschaftlichen und sozialen Überblick, in: Breuer/Cepl-Kaufmann, „Deutscher Rhein“ (wie Anm. 2), S. 13–56.

und zwar nicht für Berlin, die für ihn „unheilige“ Stadt, sondern für das „heilige Rheinland“, das ihm so etwas wie die retrospektive Ideallandschaft bedeutete.²⁰ Im Begriff „Abendland“, der damals, ähnlich wie nach dem Zweiten Weltkrieg, hohe Konjunktur hatte, lässt sich der Begriff „Heiliges Rheinland“ unterbringen. Für ein solches „Abendland“ standen zwei rheinische Städte: Köln und Aachen. Zunächst schien Aachen hierbei eine Paraderolle einzunehmen. Zwar holte Köln mit der Etablierung einer Universität das nach, was die Preußen 100 Jahre zuvor der Stadt Bonn zur preußischen Adellung geschenkt hatten. Auch in den Jahrtausendfeiern wurde die alte Reichsstadt schließlich mit neuer Deutungsmacht ausgestattet, dank Adenauer! Die Kölner Ausstellung wurde zur vielbeachteten Schau.²¹ Doch es schien zunächst, als habe Aachen auch jetzt noch einen nicht zu widerlegenden Vorteil. Die Doppelstrategie und den politischen Diskurs hatte schon Wentzcke dort im Blick auf die für 1915 geplante Krönungs-Ausstellung, die aber erst hier zum Zuge kam und damit eine markante Rolle im strategischen Spiel einnehmen konnte, als Leitbild herausgehoben.²² Was Köln nicht zu bieten hatte, konnte Aachen mit einem besonderen Faustpfand offerieren: Karl den Großen, Ahnherr einer *deutschen* Geschichte. Damit gebot sich die Instrumentalisierung dieses Mythos für die eigene Identität.²³

Immerhin, schon die geplante, wegen des Ersten Weltkrieges nicht realisierte Aachener Krönungsausstellung war 1915 mit einer Art Subtext versehen worden: als Gedenkveranstaltung für 100 Jahre Preußen am Rhein! Dieser Subtext wurde nun, 1925, zum Metatext, die Preußen waren weitgehend eliminiert. Damals, 1915, war die „Kaiseridee“ das Narrativ. Man hatte vor, in Aachen eine Traditionslinie zu ziehen von den mittelalterlichen Kaisern zu Wilhelm II. Nun fand man sich wieder als Schicksalsgemeinschaft, angereichert durch die Gegenwart,

20 Vgl. dazu: Gertrude Cegl-Kaufmann/Jasmin Grande, Rheinland – Berlin – Paris. Carl Einsteins messianische und spirituelle Identitätssuche im Kontext seiner biographischen Topographie, in: Nicola Creighton/Andreas Kramer (Hg.), Carl Einstein und die europäische Avantgarde/Carl Einstein and the European Avant-Garde, Berlin 2012, S. 13–30.

21 Vgl. dazu den Beitrag von Hans M. Schmidt, Die Jahrtausendausstellungen in Aachen, Düsseldorf, Köln sowie Koblenz und Mainz, in: Cegl-Kaufmann, Jahrtausendfeiern (wie Anm. 3), S. 229–262.

22 Vgl. dazu Guido Müller, Geschichtspolitik im Westen und Rheinische Jahrtausendfeiern 1925, in: Cegl-Kaufmann, Jahrtausendfeiern (wie Anm. 3), S. 35–57.

23 Die im Jahr 2000 in Aachen gezeigte Ausstellung „Krönungen. Könige in Aachen. Geschichte und Mythos“ erinnerte an die Aufnahme dieser Tradition. Vgl. dazu auch Rüdiger Haude, „Kaiseridee“ oder „Schicksalsgemeinschaft“. Geschichtspolitik beim Projekt „Aachener Krönungsausstellung 1915“ und bei der „Jahrtausendausstellung 1925“, Aachen 2000.

z.B. wurden die Einschüsse der Separatisten im Aachener Rathaus selbst in die Ausstellungsidee miteinbezogen.

Die Umwidmung der Idee vom Kaiserkrönungsnarrativ, die mit der Aachener Ausstellung 1915 verbunden war, war für Köln eine Herausforderung. Nun zeigte die Stadt alles, was sich zum Thema Mittelalter und Reichsidee zeigen ließ. Aachen geriet ins Hintertreffen, erst recht die Präsenz Preußens und die Idee vom fortgeschriebenen Kaiserreich. Sie spielten keine Rolle mehr. Noch schlimmer: Preußen bezahlte sogar für den eigenen Bedeutungsverlust. Nicht zuletzt zeigt die Verteilung der Gelder, wie die Deutungshoheiten verteilt waren: Am 19. Januar 1925 wurde auf Einladung des preußischen Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung in Berlin über die Verteilung der finanziellen Zuschüsse für die Jahrtausendfeiern beraten. Es ging um insgesamt 1,2 Millionen Reichsmark, die zu gleichen Teilen vom Reich, dem Staat Preußen und der Rheinprovinz aufzubringen waren. Man einigte sich auf folgenden Verteilungsschlüssel:

Tab. 1: Verteilerschlüssel²⁴

Empfänger	Summe	Empfänger	Summe
Köln	570.000 Mark	Essen	60.000 Mark
Koblenz	250.000 Mark	Duisburg	60.000 Mark
Düsseldorf	100.000 Mark	Trier	50.000 Mark
Aachen	60.000 Mark	Saargebiet	30.000 Mark

Wie wenig Aachen die Gunst der Stunde nutzte, können wir an der Tatsache ablesen, dass die Stadt sogar nur die Hälfte der zugewiesenen Summe beantragt hatte. Die Jahrtausendfeiern wurden auch in dieser Hinsicht insbesondere ein Erfolg für die, die in dieser Umbruchzeit die „entpreußten“ Zeiten zu lesen verstanden.

3. Fazit

Die Feiern hatten alle Erwartungen übertroffen. Sie hatten einen Prozess der Abschottung nach innen in Gang gesetzt, der es den Besatzern schwer machen musste, ihre Politik der „*pénétration pacifique*“ mit Aussicht auf Erfolg weiter

²⁴ Haude, Die „Jahrtausendausstellungen“ (wie Anm. 17).

zu betreiben. Statt eines aggressiven Feindbildes wurde das hochgelobte eigene Image gepflegt, wurde Einigkeit gezeigt. Die museale und vielfältig demonstrierte Erinnerung an die ehemalige welthistorische Bedeutung des Rheinlandes erwies sich zumindest für die Kulturträger der Region als universaler, nicht mehr hinterfragbarer, tragfähiger Mythos. Er hatte alle Qualitäten, die einem nationalen Mythos anhaften müssen, um erfolgreich zur Stabilisierung von Identität beizutragen: Er betonte die Unvergleichbarkeit, die Homogenität, hatte gerade im Verweis auf die Fülle der gezeigten Kulturgüter einen hohen Wiedererkennungswert der eigenen, gemeinsamen Geschichte, gab der stark stilisierten Vergangenheit ein hohes Maß an Authentizität. Die Vergangenheit erwies sich als die Geschichte der Städte, die politisch-gesellschaftliches Handeln einst bestimmt hatten und nun als Denkmäler der Geschichte präsent waren und als solche wieder aktiv wurden. Eine solchermaßen inszenierte Geschichte schottete die Grenzen ab. Frankreich und das Berlinische Reich waren gleichermaßen weit entfernt, man war unter sich. Letztlich erwiesen sich also die so spontan und kurzfristig inszenierten Jahrtausendfeiern als Erfolgsstück bei der mentalen Abwehr jedweden Feindes und Fremden, eben auch Preußens. Und um noch einmal auf die anfängliche Mentalitätsdiagnose zurückzukommen: Das lustvolle Ereignis bedeutete für das Rheinland eine den ganzen Sommer über andauernde Marathonfeier, die Kindergeburtstag, Schützenfest, Sommersonnenwende und Jahrmarkt in sich vereinigte. Auch dies protegierte einen Einheitsmythos!

Immanent war diesem Bemühen die Konstruktion von Alterität, die dem romanischen Westen als Zivilisationsmodell eine Absage erteilte. So etwas wie die Schaffung einer institutionellen Heimatschau sollte dem Ereignis Dauer verleihen. Man plante ein Rheinisches Museum in Köln und erweiterte die Universität Bonn um das legendäre Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Damit erhielt der Rhein als „Seelenlandschaft“ mit hoher Symbolfunktion einen Ort der Identitätsbildung und -bestätigung. Hier wurde nicht die politisch-gesellschaftliche Realität angesprochen, sondern das Identifikationsbedürfnis und die Hoffnung auf einen positiven Impuls für das Selbstwertgefühl. Nun war der Rheinländer überall. Die Vernetzung des Rheinlandkultes und seine Instrumentalisierung bei den Jahrtausendfeiern, vor allem die Vernetzung zwischen den feiernden Regionen und Städten war eines der tragenden Elemente, die nun genutzt wurden und mit dem akademischen Diskurs enggeschlossen werden konnten. Alte und neue Seilschaften zu aktivieren, war kein Problem, doch die Jahrtausendfeiern verbanden in phänomenaler Weise Wirtschaft und Gesellschaft, Kirchen und Staat, die doch gerade einmal fünfzig Jahre zurückliegend in Zeiten des Kulturkampfes eine heftige fundamentale Konfliktsituation erlebt hatten und die hier auf eine spektakuläre Weise wieder zusammenfanden. Hier

war auch die Zeit, wenn auch unausgesprochen, der Distanzierung von Preußen, auch wenn man weiterhin darauf angewiesen war.

Adenauer ist ein interessantes Beispiel in dieser Szene. Er war Mitglied im preußischen Staatsrat und wusste, dass es ohne Preußen nicht ging, andererseits wollte er die Stärkung des Rheinlandes und wusste, worauf man setzen konnte. Die einzigartige Melange aus tradierten Kräften, die in besonderer Weise auch in der mächtigen Vereinsbewegung des 19. Jahrhunderts ihre Basis hatte, die Stärkung des Genuinen, sozusagen gedeckelt von der preußischen Staatsmacht, ließ auch ihn hier eine gute Chance wittern, die Zeiten für sich arbeiten zu lassen. So war mit der Stoßtruppe um Wentzcke und Jarres, seinem Duisburger Kollegen, der mit seiner Person die Ruhr mit ins Boot brachte, ein idealer Dreibund gegründet, in den Adenauer die mentale und historische Symbolkraft einbrachte. Wenn man sich die Bedeutung, die das Rheinland im 19. Jahrhundert gewonnen hatte, vor diesem Hintergrund vorstellt, wird klar, dass hier eine große Menge an symbolischem Kapital à la Bourdieu eingespeist wurde.

Waren die Jahrtausendfeiern das Glanzstück in Zeiten der Rheinlandbesetzung, wurden die Befreiungsfeiern das nicht minder befeierte Schlussstück. Das galt schon für die erste, ab dem Februar 1926 befreite Zone. Das kollektive Ereignis, von Hindenburg in einem Telegramm an den Oberpräsidenten Fuchs in Koblenz mit der Hoffnung kommentiert, dass nun die „wiedererlangte Handlungsfreiheit“ dazu genutzt werde, „nach Möglichkeit die Schäden zu heilen und an dem Wiederaufbau der Heimat zu arbeiten“,²⁵ evozierte Heilungskräfte besonderer Art. Die Poesie selbst wurde hier in einer besonderen Weise instrumentalisiert, ein Füllhorn „poetischer Befreiungsgrüße“ gingen z.B. im Kölner Telegraphenamnt ein. Die Kölnische Volkszeitung druckte Gedichte, die ihr aus Münster, Emden, Berlin-Süd, Liegnitz, Dresden, München und aus Oberschlesien zugegangen waren. Offensichtlich folgte die Auswahl einem symbolträchtigen Prinzip: die flächendeckende Euphorie zu vermitteln, die das Ereignis hervorrief. Die poetischen Elemente der Texte gleichen sich: Zitiert werden die Stereotype von Rhein und Wein, von Vaterlandstreue und immer wieder auch Anspielungen auf die „heilige Stadt“, die sich nun der wiedergefundenen Freiheit erfreuen könne. Damit wurden so etwas wie symbolische Verbindungslinien gezeichnet. Ein Zweizeiler aus Liegnitz war gar mit dem kölnischen Karnevalsruf gekrönt:²⁶ „In den Jubel der deutschen Brüder am Rhein, / Stimmen auch wir an der Katzbach

25 Kölnische Volkszeitung vom 1.2.1926, Nr. 82, S. 2.

26 Das Echo des Befreiungsgrußes des Kölner Telegraphenamtes, in: Kölnische Volkszeitung vom 1.2.1926, Nr. 82, S. 2.

mit ein! / Alaaf Köln!“ Die Feiern zur Befreiung des Rheinlandes konnten sich, weitgehend unbehindert durch die Besatzer, entfalten. Ausgiebig wurde darüber in den Zeitungen berichtet, mit den jeweils möglichen Bezugspunkten verlegte man damit ein ideologisches Netz über Deutschland bis in die niederrheinische Spitze, die „alte deutsche Herzogstadt“ Kleve, „die nordwestlichste Stätte rheinischen Deutschtums“.²⁷ In welchem Maße die Befreiungsfeiern dank des neuen Mediums Rundfunk ein besonderes Ereignis wurden, hat Renate Mohl in dem bereits angeführten Forschungsprojekt „Jahrtausendfeiern und Befreiungsfeiern im Rheinland“ in ihrem Beitrag dargelegt.²⁸

Um uns heutigen Zeitgenossen das damals aufgeführte Stück „Heiliges Rheinland“ bewusst zu machen, empfiehlt sich die Lektüre eines der besonders häufig zitierten lyrischen Beiträge zu den Jahrtausendfeiern:

Herbert Eulenberg: Zur rheinischen Jahrtausendfeier 1925²⁹

Denn tausend Jahre sind vor dir ein Tag,
 Du Ewigkeit, und sind wie Schaum verschwunden
 Im Meer der Zeit und vor dem Augenschlag
 Der Sonne und im steten Tanz der Stunden.
 Doch wer die Frist bewußt besinnen mag
 Und wer, was sie bedeutet, nachempfunden,
 Dem baut sich ein Jahrtausend, das verklungen,
 Zu einem Lied, das uns ein Volk gesungen.

Was feiern wir am Rhein in diesem Jahr?
 Die Lust, zu einem Großen zu gehören,
 Zu einem Reich, das ist und wird und war,
 Dem wir in Glück und Not die Treue schwören.
 Wie eine Flamme brennt auf dem Altar
 – Man soll sie nicht verrütten noch zerstören –,
 Glüht unser Deutschgefühl in allen Stunden
 Dem Vaterland, dem wir ins Herz verbunden.

27 Kölnische Volkszeitung vom 2.2.1926, Nr. 85.

28 Renate Mohl, Wie der Rundfunk die Befreiung der Rheinlande feierte, in: Cepl-Kaufmann, Jahrtausendfeiern (wie Anm. 3), S. 329–399.

29 Herbert Eulenberg, Zur rheinischen Jahrtausendfeier, in: ders., Ein rheinisches Dichterleben, Bonn 1927, S. 133 f.

Wir trugen unser Teil zu jenem Bau
In tausend Jahren, den sie Deutschland nennen,
und prüft und sichtet man der Stämme Schau,
Wird man des Rheinlands Wirken leicht erkennen.
Vom deutschen Dom – er steigt zum Himmelsblau –
Sind wir ein Stück und nicht von ihm zu trennen.
Und wie wir Blut und Geist vom Reich empfangen,
Sind wir in ihm für immer aufgegangen.

Was macht den Menschen groß in dieser Welt:
Zu einem edlen Ganzen sich zu einen.
Bleibt er allein und nur auf sich gestellt,
Wird er sich bald vergraben und beweinen.
Wer andern dient und ihnen wohlgefällt,
Wird sich in ihren Augen recht erscheinen.
Auf jedes Tun, wie hoch wir es auch schätzen,
Muss erst das Vaterland sein Siegel setzen.

Wir hingen Deutschland an in schwerster Zeit
Und werden mit ihm bis ans Ende gehen.
Ihm bleibt der Rhein, sein schönster Strom geweiht.
Wir halten dies uns anvertraute Lehen
Als Saum an seinem königlichen Kleid,
In dem wir unser Volk voll Würde sehen.
Ihm sind wir treu, wie wir's bis heut geblieben,
Wer liebt, fängt stets von neuem an zu lieben.

